
Aus
2457
27
WIDENER
HN MH46 3
Helfert - Vor 50 Jahren - 1898.



# Vor fünfzig Jahren.

## Einzelnes

## aus den Ereignissen 1848

von

Frhr. v. Helfert.

(Aus dem Österreichischen Jahrbuch 1898 abgedruckt.)

Wien, 1898.
In Commission bei Kubasta & Voigt.
Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.



# Vor fünfzig Jahren.

## Einzelnes

## aus den Ereignissen 1848

von

Frhr. v. Helfert.

(Aus dem Österreichischen Jahrbuch 1898 abgedruckt.)

Wien, 1898.
In Commission bei Kubasta & Voigt.
Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.



# Vor fünfzig Jahren.

Vor fünfzig Jahren war bei uns Revolution, d. h. eine Zeit edlen Ringens und Strebens nach idealen Gütern, nach Befreiung von dem schweren Druck, der seit langen Jahrzehnten lähmend auf allen geistigen Mühen und Arbeiten lag, und nach Erringung zeitgemäßer Formen und Einrichtungen im öffentlichen Leben, namentlich im Staatswesen, deren sich die meisten der anderen Culturstaaten erfreuten und unter deren Walten sie einen fortschrittlichen Aufschwung genommen hatten, hinter welchen unser schönes Vaterland in vielen, selbst materiellen Richtungen weit zurückgeblieben war. Es war aber, da allem Menschenwerk Schlacken anhängen und das gute und schöne selten ohne Kampf gegen die Mächte der Finsternis errungen werden kann, zugleich eine Zeit namenloser Wirrnis, entfesselter Leidenschaften, roher und verbrecherischer Gewalten, die den politischen Horizont, der in den Märztagen in so glückverheißender Helle und Reine erglänzt war, mit dem drohendsten Gewölke umdüsterten und verfinsterten.

In Prag am 11., in Wien am 13. März waren von kühnen und muthigen Männern die ersten Schritte geschehen, um an das lang vergeblich ersehnte Ziel geistiger und politischer Freiheit zu gelangen, aus allen Städten und Landen unseres Kaiserstaates ertönte lauter Zuruf und jubelnder Widerhall. Aber schon tauchten, selbst mitten in dem Freudentaumel der ersten Zeit, ungefügige Elemente auf, die mit Gewalt zu ertrotzen suchten, was die verständigeren Factoren auf dem Wege ruhiger Entwicklung durchführen zu können meinten. Bald loderte in weiten Gebieten offene Empörung auf: in Lombardo-Venetien, wo der

Abfall von Österreich in's Werk gesetzt werden sollte; in den Ländern der ungarischen Krone, wo der magyarische Chauvinismus den Widerstand der anderssprachigen Völkerschaften herausforderte; in Galizien, wo die aus Frankreich und Belgien herbeigerufenen Emigranten nach dem Geheiß der Pariser Centralisation den Aufruhr durchs ganze Land predigten; in Böhmen, wo das gegenseitige Mistrauen der deutschen und slavischen Bevölkerung verhängnisvolle Zusammenstöße herbeizuführen drohte.

So kam es statt des im März erwarteten und ersehnten allgemeinen Völkerglückes zum Waffengang zwischen den piemontesischen Truppen und den Freischaaren aus allen Theilen Italiens einerseits und der kaiserlichen Armee unter dem Oberbefehle des Heldenmarschalls Radetzky anderseits; zu dem durch Militairgewalt bezwungenen April-Losbruche in Krakau; zu der ungezügelten Sturm-Petition und den Mai-Barricaden in Wien; zu den blutigen Junitagen in Prag; endlich zu dem gewaltigen October-Aufstande in Wien, bis am 2. December 1848 in Olmüz, wo der gütige, aber regierungsmüde Kaiser Ferdinand I. die Krone in die Hände seines jugendlichen Neffen übergab, Kaiser Franz Joseph I. mit dem Entschluße und der unverdorbenen persönlichen Kraft, der Revolution ein Ende zu machen und seinen Staaten den Frieden zurückzugeben, den ererbten Thron seiner Väter bestieg.

Wie jede Revolution, so war auch die unsere eine wechsel- und lebensvolle Periode mit einer bunten Mischung von guten und schlimmen Charakteren, von edlen beherzigungswerthen und wilden beklagenswerthen Anstrengungen und Strebnissen, von schönen und häßlichen Zwischenspielen und Handlungen in so mannigfaltigem Reichthum daſs, troz der dick angeschwollenen großen und kleinen Literatur über das großartige Drama, noch immer einzelne Züge aus den Mittheilungen von Zeitgenossen nachgetragen werden können, die bezeichnende Lichter auf den Gang der damaligen Ereignisse werfen.

Einige Nachträge solcher Art sollen hier, bei einer Rückschau nach einem halben Jahrhundert das seither verflossen ist, dem geneigten Leser vorgeführt werden, der ihnen sein theilnahmsvolles Interesse nicht versagen wolle.

Wien, den 23. October 1897.

**Herausgeber.**

I.

# Erlebnisse eines Wieners im Jahre 1848.

Von Friedrich Ritter Friedländer von Malheim.

Bis zum Jahre 1848 war ich, obgleich schon 23 Jahre alt, wie die meisten meiner Altersgenossen politisch ganz indifferent. Erst mit der Februar-Revolution in Paris begann ich über politische Verhältnisse nachzudenken.

Etwa zwei Jahre vorher hatte ich die Akademie der bildenden Künste in Wien verlassen und mich, angeregt durch die damals bekannt gewordenen Ideen Professor Waldmüller's, seiner in der Stadt, Renngasse, gegründeten Privatschule angeschlossen. Die unruhige Bewegung, die sich am 13. März allenthalben kundgab, ließ mich unberührt, ich ging, wie gewöhnlich, in's Atelier, um an der Vollendung meines ersten Bildes „Mönche am Grabe eines Märtyrers“ zu arbeiten, das ich zur bevorstehenden Ausstellung der Akademie bei St. Anna einreichen wollte. Zur gewohnten Stunde erschien Waldmüller im Atelier, wo ich ganz allein war. Er besprach die Vorgänge des Tages und forderte mich auf, mit ihm einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Freiung und Herrengasse waren überfüllt. Mit großer Mühe kamen wir zum Landhaus und in den Hof desselben, wo gerade jemand eine feurige Rede hielt. Nach kurzem Verweilen entfernten wir uns und kamen gerade dazu, als Erzherzog Albrecht[1]) in Begleitung mehrerer Officiere durch die Herrengasse ritt und mit tobendem Geschrei und lärmenden Ausrufen empfangen wurde. Über die Köpfe der massenhaft angesammelten Menschen hinweg sah ich vor dem Eckhause der Strauchgasse Placatrahmen herabreißen und ihm nachwerfen. In dieser unheimlichen Situation bogen wir in die Landhausgasse ein und

[1]) d. h. ein Stabs-Officier, der von der aufgeregten Menge irrthümlich für den Erzherzog Albrecht gehalten wurde. Anm. d. Herausgebers.

gingen derselben entlang auf die Bastei gegen das alte Kärntnerthor zu, wo wir uns verabschiedeten.

Im selben Augenblicke kam in scharfem Ritt General Fürst Karl Liechtenstein von der Kärntnerstraße daher gesprengt und rief dem wachthabenden Officier die Worte zu „Fermez la porte“.

Ich konnte noch durch das Thor in meine auf der Wieden gelegene Wohnung gelangen. Ob es überhaupt gesperrt wurde, weiß ich nicht, jedenfalls war es am andern Tage offen.

Das wüste Treiben in den Vororten, die vielfachen Plünderungen und Brandstiftungen durch den Pöbel glaubte man in allen ruhigen und gutgesinnten Kreisen am besten dadurch zur Ruhe und zum Stillstand zu bringen, wenn sich die intelligenten Elemente der Bevölkerung selbst bewaffnen würden. Und so begab auch ich mich, ermuthigt und aufgefordert von einer mir befreundeten Familie, bei welcher ich damals Zeichenunterricht gab, mit einem Degenstock beschenkt und bewaffnet, als Friedensstifter auf die Aula der Universität und machte einige Patrouillen mit.

Da mein Verhalten ein durchaus passives war, so ist mir kein Moment dieser bewegten Tage mehr in der Erinnerung. Die Erstürmung und Plünderung des Zeughauses erfuhr ich erst am andern Tage. Aber lebhaft erinnere ich mich an den 15. März abends, wo ich im dichtesten Gedränge auf dem Kohlmarkt die Verkündigung der gewährten Constitution hörte. Eine mit elementarer Gewalt durchbrochene freudige Bewegung erfaßte auch mich und ich weiß nur, daß ich vor Freude weinend die Stadt verließ und meiner Wohnung zueilte.

Ich lebte ruhig und beschaulich, so viel dies möglich war, fort und arbeitete an meinem Bilde. Allerdings wurde ich denn doch, sei es durch Gerüchte oder durch Zeitungslectüre immer erregter, aber ich nahm keinen thätigen Antheil an den Vorgängen.

Eines Tages aber erschienen drei Männer in meiner Wohnung und conscribirten mich als waffenfähigen Mann mit der Weisung, binnen acht Tagen entweder bei der Nationalgarde oder bei der Akademischen Legion einzutreten. Ich suchte und fand Aufnahme bei der vierte Compagnie der letzteren, wo ich von Zeit zu Zeit auf Wachtposten commandirt wurde. Exercirt wurde höchst selten. Man brachte uns einige Schwenkungen u. dgl. bei. Von einer eigentlichen Waffenübung ist mir nichts bekannt.

Mittlerweile vollendete ich mein Bild und brachte es zur Ausstellung, die naturgemäß im allgemeinen und für mich im besondern ganz theilnahmslos verlief.

Durch die Aussichtslosigkeit jeder Bestrebung, sowie durch den Mangel an Mitteln zur Fortsetzung meiner Studien, die ich mir bisher durch Ertheilung von Zeichenunterricht erwarb, wurde auch ich von der allgemein eingetretenen Unthätigkeit erfasst und ergab mich sowie alle andern dem Bummeln.

Ab und zu wurden im Actsaale der Akademie von den Schülern Conferenzen abgehalten, in denen ganz ernsthaft von ihnen berathen wurde, wie sie unterrichtet werden sollten. Allerdings standen hinter den Coulissen ehrgeizige Männer, sogar Professoren derselben Anstalt, die ihre Ideen soufflirten. Samstag vor Pfingsten, als ich auf der Wachtstube bei St. Anna war, fragte mich ein College, ob ich mich nicht auch der nach Grätz gehenden Deputation anschließen wolle? Ich bejahte. Er verschaffte mir eine Fahrkarte, und so war ich Mitglied der Deputation. Bis Gloggnitz fuhren wir mit der Bahn und wanderten von da beim Mondenschein, da die Bahn nur bis dahin fertig war, zu Fuße über den Semmering bis Mürzzuschlag, von da wieder per Bahn nach Grätz. Daselbst jubelnd empfangen und bewirthet, zog ich mit einer kleinern Abtheilung gegen Abend nach Marburg und am andern Tage nach Cilli. Überall derselbe Empfang, derselbe Jubel. Von Cilli ging's dann direct nach Wien, wo ich erschöpft und ermüdet ankam. Obwohl ich eigentlich nicht wusste, weshalb ich nach Steiermark gefahren war, so muthete mich doch dieses freudig aufgeregte Leben und Treiben dermaßen an, dass ich anfing daran Gefallen zu finden. Ich genoß es eben, wie es sich mir dargeboten.

* * *

Kaum in Wien angekommen, eilte ich sofort in die Stadt, um zu hören, was es neues gäbe. Es waren dumpfe Gerüchte über eine ausgebrochene Revolution in Prag in Umlauf, aber etwas bestimmtes erfuhr man nicht. Ich besuchte zur Zeit ein Kaffeehaus in der innern Stadt unter den Tuchlauben. Der Name ist mir entfallen. Da umringte mich eine Gruppe von jungen Männern, Studenten, die ich gar nicht kannte; sie erzählten schauderhaftes von den Thaten in Prag und

pressten mich förmlich mit ihnen zu fahren, um den bedrängten Brüdern zu Hilfe zu kommen. Einerseits war ich nicht in der Lage, die Situation zu beurtheilen, anderseits hatten falsche Scham und die Berufung auf meinen Patriotismus gewirkt, mich ihnen anzuschließen. Im Vormärz hatte gewiss jeder in Böhmen geborne, ob Deutscher oder Czeche, einen eingefleischten Local-Patriotismus. Von einer feindseligen politischen Gegnerschaft der beiden Nationen war wenigstens in meinen Kreisen keine Rede. Und so schien es mir plausibel mitzugehen, obgleich in meinem Herzen kein revolutionairer Gedanke war. Man gab mir eine Fahrkarte und wir reisten über Olmüz nach Prag, wo wir mit häufigen Unterbrechungen am Samstag spät in der Nacht ankamen.

Wer die Führer und Leiter der Expedition waren, wusste ich nicht, vielleicht auch keiner der Mitreisenden. Ich war einer Gruppe von etwa zwanzig jungen Leuten beigesellt. Die meiste Zeit verschlief ich, noch immer ermüdet von der steiermärkischen Fahrt. Erst vor Prag erfuhren wir, dass daselbst alles beendigt und dass die Stadt bombardirt worden sei. Wir wurden in ein ärmliches Gasthaus in der Nähe der Brenntegasse einlogirt, erhielten ein spärliches Nachtmahl und schliefen auf einem improvisirten Strohlager. Kein lautes Wort wurde gesprochen, alles wurde in unheimlicher Stille abgemacht. Am andern Morgen, dem Dreifaltigkeits-Sonntag, wurde uns bedeutet, nach Wien zurückzureisen. Da wir aber weder Geld noch Retourkarten hatten, wurde eine Abordnung an den Grafen Leo Thun beschlossen, ihn zu bitten uns die freie Rückfahrt zu gestatten. Es traf mich mit zwei anderen das Los. Wir begaben uns auf den Hradschin. Die Barricaden waren zumeist abgetragen, auf der alten Brücke und auf der Kleinseite campirte Militair aller Waffengattungen in fast allen Straßen.

Ungehindert wurden wir überall durchgelassen und nur ab und zu von Officieren gefragt, was dies oder jenes, z. B. das A auf meinem Kalabreser zu bedeuten habe. Graf Leo Thun war sehr liebenswürdig, aber konnte oder wollte unsere Bitte nicht gewähren. Als wir dies den wartenden Collegen mittheilten, wurde die Parole ausgegeben, Prag sofort einzeln zu verlassen und uns außerhalb der Stadt zum Weitermarsch zu sammeln. Auf diese Art kamen wir abends nach Planian. Wäre mir Prag nicht von früher schon bekannt gewesen, so hätte ich nichts von seinem Aussehen gekannt.

In unserer Mitte war auch ein Student, dessen Onkel Pfarrer und Dechant im genannten Orte war. Er begab sich zu ihm, um für uns ein Nachtlager zu erbitten. Wir warteten auf dem Platze unter einer Mariensäule, umgeben von zahlreichen Ortsbewohnern, die in dumpfen Gesprächen ihre Meinungen über uns austauschen mochten. Der Neffe des Herrn Pfarrers kam zurück und führte uns in's Pfarrhaus, wo man uns reichlich mit Milch und Brod bewirthete, wo wir aber sonst keine andere Unterstützung erhalten konnten. Nachdem wir uns gestärkt und ausgeruht hatten, traten wir unsern weitern Marsch unverzagt beim schönsten Mondenschein an und kamen beim Morgengrauen nach Kolin. Der Neffe des Herrn Dechant war natürlich zurückgeblieben und von Kolin aus waren unser nur mehr sechs, die weiter wanderten. Da wir uns gegenseitig kaum kannten, war diese Reduction nicht auffallend. In Iglau kam ich nur mit einem einzigen, einem gewissen Werner, der mir der sympathischeste war, an und auch dieser nahm hier von mir Abschied und so wanderte ich allein gegen Wien.

* * *

Von einer feindseligen Stimmung der Bevölkerung in Böhmen oder von einer revolutionairen Erregung habe ich gar nichts bemerkt. Im Gegentheil schien mir alles mehr apathisch als erregt zu sein. Nur vor Kolin begegneten wir mehreren Leiterwagen, beladen mit ganz primitiven Särgen, bäuerliche Fuhrleute, die gegen Prag fuhren. Diese zeigten sich etwas mürrisch und gaben auf unsere Fragen keine Antwort. Nur einer sagte oder brummte vielmehr: Ať vas tam všechny potlučou! Hingegen waren die Leute in Mähren, je mehr wir uns der österreichischen Gränze näherten, und in Nieder-Österreich selbst die Bevölkerung sehr freundlich und mein Kalabreser wirkte wahre Wunder. Überall wurde ich freundlich bewirthet. Viele Bauern trugen mir auf offener Straße ihre Anliegen und Beschwerden vor, in der Meinung daß ich ihnen als Legionär helfen könne. Endlich in Stockerau angekommen, ersuchte ich den Stationschef um eine Freikarte nach Wien, was ohne Anstand gewährt wurde.

* * *

Meine Lage war eine precäre. Von allen Lectionen behielt ich nur eine einzige und es standen mir kaum 6 fl. monatlich zur Ver-

fügung. Was thun? An einen Erwerb durch künstlerische Thätigkeit war nicht zu denken. Da erfuhr ich, dass in den Vorstädten und Vororten viele Bürger freiwillig hilfsbedürftigen Studenten Kost und Wohnung geben. Ich bewarb mich und erhielt einen solchen Freiplatz bei der Besitzerin einer kleinen Nadelfabrik in Hernals. Da die Inhaberin Witwe war und mit Recht der üblen Nachrede nicht ausgesetzt sein wollte, wurde ich auf ihre Kosten in ein entferntes Haus einquartirt, während ich Mittags und Abends am gemeinsamen Tische speiste. Da ich nun sorglos leben konnte, dachte ich an Beschäftigung und versuchte mich im Blumenmalen. Allein das ging nicht so leicht. Bei jedem Gerücht wurde der Ort alarmirt und sämmtliche hier wohnenden Legionäre mußten mit dem Schießprügel in die Stadt, sonst wäre es ihnen schlecht ergangen. An solchen Alarmtagen war wirklich kein Mangel. Wer diese Pression ausgeübt hat, weiß ich nicht, aber einer erzählte es dem andern und keiner wollte zurückbleiben.

So erinnere ich mich, dass ich eines Tages, ich glaube es war der 24. August, in die Stadt marschiren mußte. Von unserm Sammelpunkte bei St. Anna wurden wir zur Aula und von dort auf den Hof geführt. Der Platz war zum Erdrücken voll. Wir wurden der Hauptwache gegenüber aufgestellt, Nationalgarden und Studenten in einfachen Reihen. Was sollte daraus werden? Die sonderbarsten Gerüchte verbreiteten sich, Adjutanten und Ordonanzen gingen und ritten hin und her. Alle hatten scharf geladen. So verharrten wir mehrere Stunden in banger Erwartung. Endlich durften wir abmarschiren. Ganz erschöpft kam ich in später Nacht nach Hause. Ich beschloß nun der Einquartirung zu entsagen und übersiedelte nach Wien. Hier war ich wenigstens nicht dem Terrorismus ausgesetzt wie in Hernals. Nach Ausführung dieses Beschlußes athmete ich förmlich auf. Einige Gulden hatte ich mir durch das Malen eines Portraites erworben und war für einen Monat gedeckt.

An einem Septembertage fuhr ich im Stellwagen von Penzing nach Wien. In demselben saß auch der Hofrath im Oberstkämmereramte Herr v. Reymond, der mich kannte. Er erkundigte sich, wie es mir gehe und frug, was mit meinem Bilde geschehen sei? Er sagte mir, dass dasselbe zum Ankauf für den Allerhöchsten Hof vorgeschlagen war, er wisse aber nicht, weshalb der Ankauf nicht vollzogen wurde. Er rieth mir, das Bild dem Oberstkämmereramte zu übergeben, er

wolle trachten, den Ankauf zu befördern. Natürlich brachte ich es sogleich dahin und war nun voller Hoffnung.

* *
*

Die Ereignisse nahmen nun den bekannten Verlauf. Nach und nach wurde der Dienst öfter und strenger. Jeder Legionär war verpflichtet, öfters auf der Wachstube zu erscheinen und in einem daselbst aufliegenden Verzeichnisse nachzusehen, wann er zur Dienstleistung einberufen ist. Man unterwarf sich gern dieser Bestimmung, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Neugierde, denn auf der Wachtstube hörte man immer etwas neues. Ob wahr oder nicht, darauf kam es nicht an. Auch gab es da immer Brod und Wein und im Gegensatz zur Aula war es ruhiger und gemüthlicher.

Nach der Ermordung des Grafen Latour und nach der Einschließung Wiens endlich wurde es ganz ernst. Eines Tages wurde die Compagnie sogar in die Heumarkt-Caserne einquartirt. Ich war nur eine Nacht daselbst. Am frühen Morgen, das Datum weiß ich nicht mehr, wurden wir zum Ausmarsch befohlen. Man führte uns zur kleinen Nußdorfer Linie. Jeder erhielt einige Patronen und es hieß, dass wir von nun an Löhnung erhalten werden. Unser Feldwebel Schauspieler Küster versprach uns dieselbe am Orte unserer Bestimmung auszuzahlen, was aber nicht geschah. An dieser Linie ging es aber schon ganz kriegerisch zu. Daselbst waren große Lagerplätze von Holz und Brettern, die uns zur Deckung vortrefflich dienten; denn außerhalb der Linie in Döbling waren kaiserliche Jäger aufgestellt, die mit den hierseits befindlichen Studenten und Mobilgardisten ein lebhaftes Geplänkel führten. Hier lernte ich zum erstenmal das eigenthümliche Summen und Brummen der Gewehrkugeln kennen. Da von einem Commando oder sonst einem Befehle keine Spur war, so machte jeder was er wollte. Wer sich nicht an die äußerste, aus Balken und Brettern erbaute Verschauzung begab, an der einige Legionärs und Gardisten mit einer rothen Fahne die außen stehenden Truppen höhnten, der konnte sich leicht schützen und das thaten die meisten. Hier sah ich auch den ersten Todten, einen Juristen, der leichenfahl vom Platze getragen wurde. Ein gräßlicher Anblick! Im Laufe des Tages folgten noch einige. Plötzlich entstand ein besonderer Lärm. Es hieß, die Jäger hätten sich vorbewegt und eine Kanone, die hart am Canalufer postirt war, in's Wasser geworfen.

Die Meisten plagte der Hunger, da wir ohne Frühstück ausmarschirt waren. Einige versuchten sich aus den anliegenden Gärten, deren Planken größtentheils durchbrochen waren, zu verproviantiren, aber da sausten die Kugeln in so entschiedener Weise von Döbling hierüber, daß sie es unterlassen mußten. So mancher Legionär war froh von einem Proletarier ein Stückchen Brod zu erhalten, denn diese waren vorsichtigerweise damit versehen. Nachmittags entstand wieder eine größere Bewegung. Ein Reiter erschien auf einem Schimmel und spähte nach außen, sich in den Steigbügeln aufstellend. Es war General Bem. Ich mußte seine Ruhe und Gelassenheit mitten in diesem Kugelregen bewundern. Der Abend brach an, kein Commando, keine Ablösung. Natürlich gingen die meisten davon, auch ich. Auf dem Rückzug machte ich noch die Bekanntschaft einiger Granatbomben, die in die naheliegenden Schupfen geworfen wurden. Allgemeines Niederwerfen, darauf allgemeine Flucht gegen die Stadt. Am Horizont stiegen von allen Seiten Feuersäulen auf, von nah und fern. Erschöpft und ganz ermüdet schleppte ich mich in meine Wohnung auf der Landstraße in den Traun'schen Häusern und schlief bis zum Mittag des andern Tages.

Am darauffolgenden Abend war ich auf der Dominicaner Bastei. Da war ein förmliches Bivouak. Die mannigfaltigsten Gerüchte eines beabsichtigten oder schon vollzogenen Entsatzes durch die Ungarn wurden erzählt und hereingetragen. Nach Mitternacht erfolgte meine Ablösung und ich ging in meine Wohnung. Am andern Morgen kam ein in der Nähe wohnender Freund mit der Nachricht, daß die Ungarn bei Schwechat eine siegreiche Schlacht geschlagen hätten und daß bei der Marxer Linie die Bauern zahlreich einführen. Er animirte mich dahin zu gehen. Dort angekommen, zeigte sich seine Nachricht als unwahr, und als wir uns entfernen wollten, ließ man uns nicht mehr zurück. Da wir keine Waffen hatten gab man uns solche und wir mußten gute Miene machen. An der Linie waren drei Kanonen aufgestellt, die von einem ehemaligen Feuerwerker hätten bedient werden sollen. Ich spähte nach außen und bemerkte auf dem schräg gegenüber liegenden Friedhofe Kanonen aufstellen, ebenso in einem Garten in Simmering. Ich machte den Feuerwerker darauf aufmerksam. Er glotzte mich in weinseliger Laune an und sagte: „Was Ihna nit einfallt. Retariren thans!" Nun fiel in weiter Ferne ein Schuß, bald ein zweiter und ein dritter in nächster Umgebung, endlich ein solcher von der im Fried-

hofe aufgestellten Batterie. Ein zweiter Schuß von dort demontirte gleich die eine Kanone, ich glaube, dass diesseits gar kein Schuß abgegeben wurde. Der Lärm und die Verwirrung war unendlich. Wir wurden förmlich auf den Linienwall gejagt, wo schon zu unserem Empfang eine Unzahl von Höhlen oder Gruben in der Brüstung des Walles gegraben waren, wo wir Deckung suchten. Dennoch wurden mehrere verwundet und davon getragen. Auch mein Freund erhielt eine Contusion an der Brust durch einen auf ihn geschleuderten Erdhaufen. Wenn ich von meiner Höhle nach rückwärts blickte, sah ich alles voll von Kugeln, die Ziegel an den Dächern der meisten Häuser klirrten und fielen unaufhörlich. Es war ein Lärm und Getöse in der Luft. Zudem regnete es unter heftigem Wind. Es ist unglaublich wie trotzdem die Zeit schnell zu vergehen schien. Als es endlich selbst den Ruhigsten zu viel erschien, wollten wir uns von unserem gefährlichen Posten entfernen. Wir mußten über einen Steg des Canals, der die beiden Zollhäuser rechts und links verband. Da stand aber ein wüthender Mobilgardist mit entblößtem Schwert und schwur jeden niederzustechen, der es wagen wolle hinüber zu gehen. Als aber diese beiden Häuschen lichterloh aufflammten, nahm er selbst reißaus, und so konnten wir uns an das Marxer Brauhaus wenden und dort zwischen den Pfeilern Schutz suchen. Vom Linienwalle aus sah ich während der größten und heftigsten Kanonade einen Rastelbinder, scheinbar betrunken zur Linie hinausschreiten, mit dem wiederholten Rufe Živio Jellačić! Ich erwähne dies deshalb, weil ich immer glaubte, dass dies ein verkleideter Emissär war.

Noch während wir uns an die Wand des Marxer Brauhauses aufstellten, marschirten schon Soldaten zur Linie ein, von allen Seiten, insbesondere von den im Bau begriffenen Schlachthäusern, wurde geschossen und die Kugeln summten und pfiffen in unheimlicher Weise. In diesem Momente ging ich wie die meisten die hier waren in eine der Caserne gegenüberliegende Baumschule, deren Planken offen waren. Ich kam gegen Erdberg. Weiber schrien uns entgegen, ja nicht weiter zu schreiten, da dort am Canal die Kroaten in der gräßlichsten Weise alles mordeten. Als ich mich umwendete, um zu meiner Wohnung zu gelangen, waren schon die Barricaden überall von den Truppen, ob mit oder ohne Kampf, genommen und Leute brachten in allen möglichen Gefäßen Bier und Wein den einziehenden Soldaten zur Labung ent-

gegen. Am Thierspital löſten Soldaten die Nationalgarden ab und ich kam unbehelligt in meine Wohnung.

Gegen Abend machte ich einen Beſuch bei der mir befreundeten Familie auf der Wieden und als ich von dort nach Hauſe ging, ſah ich der Aufſtellung von Soldaten neben der Technik zu, als vom Kärntnerthore mehrere Schüße dahin abgegeben wurden. Als ich weiter ging ſauſten ſchon über meinem Kopfe vom Schwarzenberg-Garten Raketen gegen die Stadt und von meinem Fenſter in den Traun'ſchen Häuſern, die damals die Front gegen den Heumarkt hatten, ſah ich das Dach der Hof-Bibliothek in Flammen ſtehen.

So habe ich ohne es zu wollen die Bewegung des Jahre 1848 als einfacher Mann, ich möchte ſagen „in Reih und Glied" mitgemacht, ohne die mindeſte politiſche Erregung, ohne jeglichen Grund, aus bloßem Pflichtgefühl, wie gewiſs hunderte andere, weil ich einmal dazu berufen und beſtimmt wurde. Vielleicht hätte ich mich, wenn ich Mittel gehabt hätte abzureiſen, dem allen entzogen, aber ich dachte nicht daran, weil die Nothwendigkeit zu bleiben mir ſo überzeugend eingeprägt war. Und wohin hätte ein junger Menſch damals reiſen ſollen? War doch ganz Europa aufgewühlt und jeder junge Mann der Verachtung verfallen, wenn er ſich der Bewegung nicht anſchloß!

Der Belagerungszuſtand brachte mir keine Unannehmlichkeiten, da ich mich nie bemerkbar machte, wurde ich auch nicht bemerkt und ſo vergingen einige Wochen. Ende November erhielt ich die Nachricht, daſs Se. Majeſtät der Kaiſer mein Bild um 150 fl. anzukaufen geruht hatte. Wer war glücklicher als ich! Sogleich miethete ich eine Jahreswohnung auf dem Kalkmarkt und ſchlug dort mein Atelier auf, gewillt jetzt nur meinem Berufe mit allem Eifer zu leben. Als ich, um mich nach langem Stillſtand einzuüben, daran ging, mein Portrait durch den Spiegel zu malen, erſchienen abermals drei Männer und forſchten nach meinen Exiſtenzmitteln. Durch Zeugniſſe befreundeter Perſonen konnte ich dieſem Verlangen Genüge leiſten. Ich brauchte aber einen Paſs. Ihn auf ſchriftlichem Wege zu verlangen, war nicht rathſam. Kurz entſchloſſen ging ich wieder per pedes zur Tabor-Linie und über das Weichbild Wiens hinaus, um mich dann mit Fuhrwerken aller Art in meinen Heimatsort, Kohl-Janowitz in Böhmen zu begeben. Die Gerichtsbarkeit dieſer Stadt wurde aber in einem Dorfe Rattay, wo der fürſtlich Liechtenſtein'ſche Ober-Amtmann reſidirte, ausgeübt. Dieſer

empfing mich, als ich ihm das Decret des kaiserlichen Ankaufs vorzeigte, höchst wohlwollend und befriedigte mein passloses Dasein. Das Honorar von 150 fl. imponirte ihm am meisten, das war damals unerhört. Bekam ich doch zwei Jahre vorher von der Stadtgemeinde für zwei über einen Meter hohe Bilder, die ich für den neuen Friedhof während eines Ferien-Aufenthaltes malte, je 10 fl., die mir der Stadt-Policist Herr Filausek in voller Parade in 60 Zwanzigern im Namen des Bürgermeisters aufzählte, entzückt einen davon erhalten zu haben. O schöne Zeit!

Nun konnte ich per Bahn nach Wien einziehen. Kurz darauf abermals eine Vorladung zum Kriegsgericht. Man wollte dort wissen, dass ich im Mai vorigen Jahres in Schlesien die Bauern aufwiegeln wollte, da ich aber nachweisen konnte, dass ich mein Leben lang nicht in Schlesien war, übrigens der Gesuchte kein Österreicher und als im Alter von 40 Jahren stehend bezeichnet war, wurde ich entlassen.

---

## II.

# Episoden.

### Aus Erinnerungen und Papieren des Herausgebers.

#### 1.

#### Vor Goito, 30. Mai 1848.

In dem Leben des edlen ruhmgekrönten Erzherzogs Albrecht hat es ein volles Jahr schwerer Kränkung, unverdienter Zurücksetzung, fast Demüthigung gegeben, was ihn, zugleich mit der Wahrnehmung der damals schier trostlosen Lage seines Vaterlandes, in einen Zustand bitteren Seelenleidens versetzte.

Mit fünfundzwanzig Jahren Feldmarschall-Lieutenant und Ablatus des mährisch-schlesischen General-Commando, mit sechsundzwanzig commandirender General in Nieder- und Ober-Österreich mit Salzburg, traf den jugendlichen Herrn am 13. März 1848 die harte Pflicht, die Truppen, die er mit freudigem Hochgefühl dem äußern Feind entgegengeführt haben würde, gegen die eigenen Mitbürger ausrücken zu lassen.

Er befand sich in den Vormittagstunden jenes entscheidenden Tages, umgeben von seinem Generalstab, auf dem großen Exercierplatz am Glacis und empfing da die Meldungen von den sich überstürzenden Vorgängen in der innern Stadt. Die Garnison von Wien war durch einige Abtheilungen des Pionnier-Regiments verstärkt, die der Erzherzog aus Klosterneuburg herangezogen hatte. Den Brennpunkt der Bewegung bildete das Landhaus in der Herrengasse, wo die niederösterreichischen Stände eine fortwährend unterbrochene Berathung hielten, während den Hofraum eine durch leidenschaftliche Redner heftig aufgeregte Versammlung füllte und in den umliegenden Straßen immer toller sich gebärdende Massen wild durcheinander wogten.

Eine Grenadier-Compagnie, die durch das Franzens-Thor in die Stadt rückte, sollte Ordnung machen; sie marschirte über den Minoriten-Platz durch die Bankgasse gegen die Herrengasse, konnte aber hier wegen des Gedränges nicht weiter und lenkte durch die Strauchgasse auf die Freiung ein. Einige Zeit später erhielt die Grenadier-Division Deutschmeister, die seit Mittag auf dem Minoriten-Platze aufgestellt war, den gleichen Befehl; als sie aber in die Landhausgasse kam, wurde sie von Leuten, die in das zweite Stockwerk des Landhauses gedrungen waren, mit all' und jedem was ihnen gerade in die Hand kam beworfen; einige Grenadiere gaben Feuer, ohne dass jedoch jemand getroffen wurde. Auch sie mußten weiteres Vordringen aufgeben und zogen sich in ihre frühere Aufstellung zurück. Der Platz-Commandant General v. Matauschek, ein Greis von zweiundsiebenzig Jahren, ritt von einem Cavallerie-Corporal und zwei Ordonnanzen begleitet von der Freiung in die Herrengasse, um durch gütliche Worte die Masse zur Raison zu bringen; ihn traf ein so schwerer Schlag auf die Schläfe, dass er zurückgebracht werden mußte.

Nun beorderte der Commandirende den Pionnier-Obersten Frank von Seewies mit drei Compagnien durch das Franzens-Thor gegen das Landhaus; er selbst ritt, um sich durch eigenen Augenschein von dem Stande der Dinge zu überzeugen, gleichfalls in die Stadt und nahm, während die Pionniere durch die Teinfaltstraße marschirten, seine Richtung gegen den Minoriten-Platz. Einige Hüte hoben sich zum Gruße von den Häuptern, vereinzelte Vivat ertönten, mehrere Stimmen brachten dem Kaiserhaus ein Lebehoch. Der Erzherzog salutirte leichthin und verwies ernsten Blickes die Leute: „Gehen Sie nur ruhig nach

Hause, gehen Sie nach Haus!“ Er bog in die Landhausgasse ein, die er langsam durchritt. Da kam ein Holzstück dahergesaust und streifte ihn am Hut, so dass ihm die Augengläser verschoben wurden. Er wandte sein Pferd und ritt zurück.

Mittlerweile hatten die Pionniere die Freiung erreicht. Eine Compagnie wurde in die Herrengasse beordert, wo sie von einem Hagel von Steinen und Holzstücken empfangen wurde; eines dieser Stücke, es war vom Rahmen einer Ankündigungstafel, traf den an der Spitze der Colonne marschirenden Hauptmann Karl Czermak so heftig auf den Kopf, dass er blutend zu Boden stürzte, worauf die Truppe Feuer gab und dann mit gefälltem Bajonnet die mit Geschrei nach allen Seiten flüchtende Menge vor sich hertrieb. Die Umgebung des Landhauses war frei und leer, nur fünf Körper lagen regungslos am Boden. Die Soldaten hatten aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Commando losgedrückt, es war eine unregelmäßige Salve, die meisten schoßen hoch, weil sonst bei der Nähe der Mann an Mann gedrängten Masse ungleich mehr Personen getroffen sein mußten.

Man sieht, der Erzherzog in Person hatte bei dieser blutigen Lösung nichts zu thun. Oberst Frank hatte einen Dreispitz, nur mit schwarzen statt gleich den Generalen mit grünen Federn, um den Leib einen jenem der Generale ähnlichen hechtgrauen Überrock, und so konnten ihn aus einiger Entfernung und in der leidenschaftlichen Verwirrung des Augenblicks viele mit dem Commandirenden verwechseln, und blitzschnell flog es jetzt durch die Stadt: der Erzherzog habe auf's Volk schießen lassen. Als einige Stunden später am Hof, wo sich das bürgerliche Zeughaus und das Hofkriegsgebäude befand, eine den ganzen Platz füllende Menge das Militair mit Zischen, Pfeifen, Drohworten bedrängte, erschien der Commandirende am Platze. Wieder gab es einzelne, die ihn durch beifälligen Zuruf zu versöhnen suchten, aber sie wurden durch das Geschrei der Mehrzahl im Gewühle erstickt: „Nichts Vivat, der hat auf's Volk schießen lassen!“

An einem andern Punkte der Stadt war die akademische Jugend in der Aula versammelt, die mit leidenschaftlichem Ungestüm nach Waffen schrien. „Zum Zeughaus! Das Zeughaus stürmen!“ riefen einige. Da traten zwei Männer hastig in den Saal, einer vom Civil eine weiße Binde um den Arm, der andere ein Officier. Der Civilist Dr. A. A. Schmidl betrat die Tribüne und erklärte den Studenten, er sei von

Sr. Kais. Hoheit dem Erzherzog geschickt, der die Studenten auffordern lasse, gleich ihm, Schmidl, eine weiße Binde um den Arm zu nehmen und gemeinsam mit dem Militair zur Herstellung der Ruhe mitzuwirken. Er hatte kaum ausgesprochen, als alles wild durcheinander schrie: „Nie mit dem Militair, das ohne Aufforderung auf uns geschoßen hat!“ Andere wandten sich an Schmidl: „Welche Kaiserliche Hoheit sendet Sie?“ Erzherzog Albrecht! „Der hat den Befehl gegeben! Nichts mit ihm!“ ...

Das war die allgemeine Meinung, und dabei blieb es! Erzherzog Albrecht, lief es durch ganz Wien, hat Feuer commandirt, Erzherzog Albrecht hat aufs Volk schießen lassen, Erzherzog Albrecht hat Bürgerblut vergießen machen! Da halfen keine Belehrungen und keine Vorstellungen. Nur wenige wussten den wahren Hergang zu erzählen, nur wenige bemühten sich der mit so großer Zuversicht behaupteten Thatsache wahrheitsliebend nachzuspüren und auf den Grund zu sehen; nur wenige erfuhren den eigenen Ausspruch des Erzherzogs, der in Gegenwart vieler Zeugen feierlichst auf sein kaiserliches Ehrenwort versicherte, nicht den Befehl zum schießen gegeben zu haben[1]). Es war nicht so schwierig zu erwägen, warum man sowohl von Seiten des Hofes als von jener des Militairs Anstand nahm, eine amtliche Erklärung in diesem Sinne der Öffentlichkeit zu übergeben; aber gerade das Unterbleiben einer solchen Erklärung galt solchen, denen das gute zu glauben schwerer fällt wie das schlimme, als ein neuer Beweis, dass der Erzherzog wirklich das gethan hatte, wessen er beschuldigt wurde.

In seinem Innersten aufs tiefste verletzt, in seiner persönlichen und militairischen Ehre angegriffen, bat Erzherzog Albrecht gleich am 14. den Kaiser um die Gestattung sein Commando „zeitweilig niederlegen zu dürfen“, ein Schritt der in der aufgeregten öffentlichen Meinung neuerlichen Anlass zu Misdeutung bei den einen, zu böswilligen Auslegungen bei den anderen bot[2]). In einem General-Befehl

---

[1]) A. A. Ztg. Nr. 92 vom 1. April 1848 S. 1463 ✡ Wien 29. März.

[2]) Vgl. ebenda H Wien 29. März, A. o. Beil. zu Nr. 94 vom 3. April S. 1 f.: (Der Erzherzog) „ist, ich war an Ort und Stelle im Moment wo die ersten Opfer fielen, als Höchst-Commandirender von den anwesenden Hunderten und Tausenden bezeichnet worden, er hat gleich darauf das Commando niedergelegt und öffentlich gegen das ihm beigemessene so wenig direct als indirect protestirt das sind Thatsachen, denen die beweisende Kraft durch nachträgliche Casernen-Registraturen (?!) nicht geraubt werden kann, und denen allenfalls noch Specialia hinzuzufügen wären, wenn es darauf ankäme.“

nahm Erzherzog Albrecht von den Truppen, die er bisher befehligt hatte, Abschied und zog sich auf seine Herrschaft Seelowitz bei Brünn zurück.

Er sprach den Vorsatz aus, und es hatte den Anschein, dass er sich, gleich dem Wallensteiner nach dem Verluste seines Generalats, ganz der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen und einem otium cum dignitate widmen wolle. Auch blieb ihm kaum eine andere Wahl. Ein anderes Commando stand nicht offen, und selbst wenn eines da gewesen wäre, würde man sich angesichts des gegen ihn aufgereizten Volksgeistes in den maßgebenden Kreisen nicht getraut haben, ihm ein solches zuzuweisen. So bot er denn am 27. März seine volle Entlassung aus dem activen Militairdienste an, was ihm mit Allerhöchstem Handschreiben vom 30. in huldvollen Ausdrücken gewährt wurde, und so sah sich ein edler, warm fühlender, nach Thaten auf dem Felde der Ehre dürstender Prinz im frischen Lebensalter von nicht ganz einunddreißig Lebensjahren in zeitlichen Ruhestand versetzt.

Mittlerweile griff die Revolution immer weiter um sich. In Böhmen, in Galizien, vor allem in den Ländern der St. Stephans-Krone gährte es, Mailand fiel, Venedig fiel, ein treuloser Nachbar rückte ohne Kriegserklärung auf lombardisches Gebiet, aus allen italienischen Staaten, die dynastisch dem Kaiserhause so nahe stehenden Toscana und Modena nicht ausgenommen, brachen Kriegsschaaren über den Po herein, Radetzky mit seiner durch Abfall der italienischen Regimenter verringerten und geschwächten Macht mußte sich in das Festungsviereck — Verona, Peschiera, Mantua, Legnago — zurückziehen und sich für's erste auf die Abwehr beschränken, um sich des von allen Seiten ihn umzingelnden Feindes standhaft zu erwehren.

Da litt es den feurigen Erzherzog nicht länger in seiner Unthätigkeit, am 15. April reiste er von Seelowitz ab, am 25. meldete er sich beim Feldmarschall als Freiwilliger, am 28. machte er den Nachtmarsch der Brigade Erzherzog Sigismund nach Pastrengo mit, stand hier am 29. im Feuer und ebenso am 6. Mai bei Sta. Lucia. Es war fast, als ob er den Tod suchte. Denn zu der Verläumdung von radicaler Seite, dass er auf's Volk habe schießen lassen, kam ihm der gerade entgegengesetzte Vorwurf zu Ohren, den man ihm in militairischen Kreisen machte: er habe es am 13. an Schneidigkeit fehlen lassen; würde er, hieß es da, schärfer losgegangen sein, so wäre die ganze

Revolution im Keime erstickt worden, und so wollte er jetzt, wo er sich überall dem ärgsten Kugelregen aussetzte, durch den Augenschein den Beweis liefern, dass es ihm an Schneidigkeit nicht fehle.

In seiner Eigenschaft als blos „zusehender General", wie er selbst von sich sagte, konnte der edle Erzherzog nicht eigentlicher Mitkämpfer, sondern bloser Zeuge jener bewunderungswürdigen Haltung und zeitweisen Erfolge sein, durch welche es der k. k. italienischen Armee unter ihrem angebeteten greisen Marschall gelang, sich des Andrangs überlegener feindlicher Streitkräfte siegreich zu erwehren, bis sie durch unerläßliche Nachschübe aus dem Innern der Monarchie so weit verstärkt sein würde, um das Wagnis entschloßenen Angriffes auf sich zu nehmen. Doch was halfen, so sagten sich viele in bangem Zweifel, alle Heldenthaten des Heeres, wenn in dem weitaus größten Theile der Monarchie die Revolution um sich griff, wenn im Mittelpunkte des Reiches der Thron wankte, die Männer des Umsturzes mehr und mehr Boden gewannen! Die rohe Verletzung seines Hausrechtes durch die Sturm-Petition am 15. Mai hatte den gütigsten wohlwollendsten der Herrscher aus Wien verscheucht, und immer trafen Nachrichten von neuen Unordnungen gefährlichster Art aus Wien, aus Prag, aus Pest im Haupt-Quartiere Radetzky's ein.

Solches waren die allgemeine Lage des Reiches und die persönliche Stellung des Erzherzogs Albrecht, als sich jener kurze aber bezeichnende Auftritt abspielte, den der Vergessenheit zu entreißen Zweck unserer gegenwärtigen Darstellung ist.

Nach dem glänzenden Tage von Curtatone, 29. Mai, dessen Erfolg der Entsatz der hart bedrängten Festung Mantua war, dirigirte der Feldmarschall am 30. seine Colonnen zwischen dem Mincio und dem Chiese in nordwestlicher Richtung. Er hatte nicht die Absicht an diesem Tage eine Schlacht in großem Style zu schlagen, sein Zweck war die Recognoscirung der feindlichen Stellung in der Ebene und zugleich eine Bedrohung der rechten Flanke der piemontesischen Haupt-Armee, die dadurch vielleicht veranlaßt würde, die Mincio-Linie und die Umschließung der hart bedrängten Festung Peschiera aufzugeben. Allein beim Anmarsch gegen Goito stieß das erste Armee-Corps auf den General-Lieutenant Bava, der in einer vortheilhaften Stellung mit 54 Geschützen und einer numerischen Übermacht das Feld beherrschte.

Dessen ungeachtet griffen die Kaiserlichen an; der Erfolg des vorhergehenden Tages hatte die Kampfeslust der Truppen und ihrer Führer so gesteigert, daſs sie schneller in das Gefecht verwickelt waren als man beabsichtigte, und nun wäre es gefährlich gewesen es abzubrechen. Der tapfere Benedek hielt ein heftiges Geschütz- und Kleingewehrfeuer aus, mußte aber zuletzt seine Brigade aus dem wirksamen Schußbereich des Feindes etwas zurücknehmen und einen Theil der in Reserve gehaltenen Brigade Clam in's Gefecht ziehen, die bei der überlegenen Macht und der günstigen Stellung der Pimontesen einen schweren Stand hatte und empfindliche Verluste erlitt.

Graf Clam saß mitten im Feuer auf einem Baumstrunk oder Balken, und ertheilte von da aus seine Befehle, als er den Erzherzog Albrecht herannahen sah. Clam sprang auf und eilte auf den Erzherzog zu. „Ja, um Gotteswillen, Kaiserliche Hoheit", rief er aus, „wie können Sie sich in solcher Weise exponiren?! Bedenken Sie nicht, was für Folgen ein Unfall, der Sie träfe, nach sich ziehen könnte! Meinen Eure Kaiserliche Hoheit, daſs ich an einem so gefährlichen Punkte bliebe, wenn mir nicht Pflicht und Ehre geböten hier auszuharren?!" Der Erzherzog reichte ihm treuherzig die Hand und sagte mit Wehmuth: „Sagen Sie, mein lieber Clam, was kann ein österreichischer Erzherzog in der jetzigen Zeit sich besseres wünschen, als in der Mitte seiner Kameraden einen ehrlichen Soldatentod?!" . . .

In späten Jahren, als Clam nach einer thatenvollen Laufbahn den Rest seiner Tage in Ruhe verbrachte, ließ er von General Berres von Perrez, der, gleichfalls im Ruhestand, den Pinsel mit gleichem Geschick handhabte mit welchem er früher den Degen geführt hatte, die Scene in Aquarell darstellen. Zwei Generale in Campagne-Uniform, die Gesichtszüge wohl getroffen, die Haltung charakteristisch, schreiten auf einander zu: Erzherzog Albrecht ergreift mit beiden Händen die Rechte Clam's, der hoch und schlank sich zu dem kaiserlichen Prinzen neigt; im Hintergrund in Pulver gehüllt die Schlacht; zur Linken des Beschauers eine Colonne Infanterie, von ihren Officieren zu Fuß und zu Pferd commandirt, marschirt im Sturmschritt an den beiden Gestalten vorbei in heißem Eifer in den Kampf; zur Rechten Geschütze, die ohne Unterlaſs von Kanonieren bedient ihre Geschoße gegen den Feind ab-

senden. Unten am Rahmen des Bildes stehen die so eben angeführten vom Erzherzog gesprochenen Worte. Gefehlt ist nur das Datum, der 31. Mai 1848 statt des 30.

Von dem sehr gelungenen Bilde existiren zwei vollkommen gleiche Exemplare von derselben Künstlerhand. Das eine hat Graf Clam Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Albrecht gewidmet; auf dem Bilde steht: „Andenken erhalten von dem General der Cavallerie Graf Clam-Gallas 1888"; es befindet sich in der Gemälde-Sammlung des erzherzoglichen Palais. Das zweite ist im Besitze der Familie Clam-Gallas auf Schloß Friedland.

## 2.

## Wien, Mai-Juni 1848.

Anton Füster in seinen Memoiren I 204—212 und nach ihm Moriz Smets in seinem Werke „Das Jahr 1848" (Wien, Waldheim 1872) S. 363—365 erzählen folgendes:

In den ersten Junitagen hätten sich einhundertfünfzig, nach Anderen gar zweihundert „Swornostjungen" in Wien eingefunden und daselbst allerhand Unfug getrieben, Deutsche angefallen und mishandelt, böhmische Spottlieder auf die Deutschen auf offener Straße gesungen, deutsche Fahnen zerrissen u. dgl. m. Ihr Hauptsitz sei das Kaffeehaus Gerlovich am Bauernmarkt — rechtes Eckhaus beim Eingang zum Wildpretmarkt — gewesen, da hätten sie jeden eintretenden Deutschen verhöhnt und die Kellner gezwungen ihm nichts zu verabreichen, so dass, wie Füster versichert, „der Gastwirth und die Aufwärter einem Deutschen gar nicht eine Schale Kaffee geben wollten". Darüber sei die Erbitterung gegen das Kaffeehaus so heftig geworden, dass Gerlovich zu Füster gekommen sei und ihn inständigst gebeten habe Mittel zu treffen, „um seine Wirthschaft zu retten, da man in der nächsten Nacht sein Kaffeehaus demoliren und ihn selbst insultiren wolle". Der erbetene Schutz, erzählt Smets, sei dem Gerlovich „durch permanente Aufstellung einer Abtheilung der Nationalgarde" gewährt worden.

Diese ganze Erzählung ist nichts als ein Gewebe von Lügen. Einzelne „Swornostjungen" mögen hin und wieder nach Wien gekommen sein, in größerer Anzahl als Deputation sind sie niemals dort erschienen. Als Deputation erschienen wohl in Wien wiederholt Sendschaften Prager Studenten, und da diese mitunter eine der Swornostmütze

ähnliche Kopfbedeckung s. g. Poděbradka trugen, die auch bei vielen in Wien studierenden Böhmen damals im Gebrauch war, so lag die Verwechslung mit den Swornostern nahe, wie denn bald alles, was aus Prag nach Wien kam, auf Rechnung der verrufenen und verwünschten Swornoster geschrieben wurde.

Um mir über diesen Punkt größere Sicherheit zu verschaffen, wandte ich mich brieflich an den k. k. Notar zu Weißwasser in Böhmen Dr. Wenzel Tiefstrunk, den ich persönlich nicht kannte, der mir aber durch Herrn Professor Dr. Johann B. Lambl als ein Kenner damaliger Wiener Verhältnisse und Zustände empfohlen war. Tiefstrunk, Böhme von Geburt, hatte nämlich alle vier juristischen Jahrgänge in Wien studirt, war insbesondere vom 13. März bis gegen den 9. oder 10. Juni 1848 mit geringen Unterbrechungen fortwährend in Wien, war Mitglied der akademischen Legion in welcher er eine Charge bekleidete, war als solcher mehr als einmal als Redner aufgetreten und hatte dabei, da er bei wiederholten Gelegenheiten seine bei den Wienern misliebigen Landsleute eifrig in Schutz nahm, „häufige bis zur Rauferei führende Debatten“ veranlasst.

„Unser Hauptquartier“, schrieb mir Tiefstrunk, „war das Kaffee Gerlovich. Zweimal, wenn nicht dreimal des Tages war ich sicher da; denn hier war der Sammelplatz aller Slaven, besonders der Böhmen und Mährer; hier haben wir uns in der wild bewegten Zeit gefreut und haben getrauert wie in einer Familie. Alles was von Prag kam, besuchte sogleich und ausschließlich den Gerlovich, wo jeder Freunde und Auskünfte fand. Dass also bis zum 9. Juni inclusive eine größere Zahl Swornoster nach Wien gekommen wäre, ohne dass ich davon etwas erfahren hätte, ist beinahe absolut unmöglich. Den Grund, warum die Swornoster gerade diesmal[1]) nach Wien gekommen wären, sehe ich auch nicht ein. Wollten sie auf der Aula für Böhmen Propaganda machen, so war dies ohne mein Wissen, ohne unsere Intervention, ohne frühere Besprechung bei Gerlovich undenkbar; denn auf der Aula war ich sehr gut bekannt“. Es sei sogar zu bezweifeln, meint Tiefstrunk weiter, ob überhaupt zweihundert Mann von der Swornost uniformirt waren. Und da solle das ganze Corps von Prag abmarschirt sein, und gerade zur Zeit des Slaven-Congresses?! „Den 10. oder 11. Juni

---

[1]) Zu Anfang Juni.

sah ich doch das ganze Corps vor dem Museal-Gebäude in Prag aufgestellt, und zweifle dass davon zweihundert Mann gefehlt haben. Die Swornost-Affaire dürfte auf die Erlebnisse irgend einer größern Deputation hinauslaufen, aber auch von einer solchen ist mir aus den ersten Juni-Tagen nichts bekannt".

Tiefstrunk kommt nun in seinem Schreiben auf die angebliche Umstellung des Kaffee Gerlovich durch die Wiener Nationalgarde zu sprechen. Eine solche, erinnert er sich, habe allerdings eines Tages stattgefunden, aber nicht wegen der Swornoster, die dort ihr Unwesen getrieben haben sollen, sondern aus einem ganz anderen Grunde. Hören wir ihn selbst!

„Eines Vormittags — es war zwischen dem 20. Mai und etwa 2. Juni — ging ich aus der Aula und da sah ich an einer Ecke der Bäckerstraße ein Placat des Inhalts beiläufig: ‚Mitbürger! Die Unruhen in der Stadt, die ganze revolutionäre Bewegung ꝛc. haben einzig und allein die Juden verschuldet, sie allein tragen die Schuld an unserem Unglück' — und in diesem Sinne ging es weiter gegen die Juden[1]). Ich ging mit der Neuigkeit zum Gerlovich. Ich weiß heute nicht wie es kam; aber alles war gut arrangirt, in dem Kaffeehaus waren ganze Ballen von dem Placat und zugleich waren in dem kleinen Hofe Weiber mit Körben, welche die Placate zum Verkauf übernahmen, um sie sodann

[1]) Wahrscheinlich war dies das Flugblatt des bekannten, vor einigen Jahren verstorbenen Schriftstellers G. E. Haas „Triumphbogen jüdischer Nation" (1 Bl. Fol. M. Lell). „Ich war eines Tages", so berichtet Haas, „im Club der Volksfreunde, als dieser noch sein Lager bei der ‚Kaiserin von Österreich' aufgeschlagen hatte; ich glaubte das gute Barebone-Parlament vor mir zu haben, so viele Isaak, Jacob, Aaron und Ephraim sah ich vor mir. Angefangen von Dr. Tausenau bis zum Dr. Goldmark lauter Juden und nichts als Juden". Bei diesem Anblick habe sich Verfasser gewundert, „dass man nicht die Frage aufgeworfen habe, ob nicht lieber hebräisch statt deutsch zu debattiren sei". — Es war noch von einem anonymen Placat die Rede, das am 19. Mai erschienen sei und dessen Inhalt am 20. Graf Albert Montecuccoli, Präsident des Central-Comité der Nationalgarde, in einem öffentlichen Anschlag als „gemeinschädliche Ausfälle" bezeichnet haben soll. Ich kenne aber diese beiden Stücke nicht; mindestens habe ich keines von beiden unter den genannten Tageszahlen in meiner Sammlung auffinden können. Vgl. meine „Confessionale Frage in Österreich 1848" S. 362 f. — Das kleine Parlament 1653 unter Cromwell hieß auch das Barebone-Parlament von seinem ersten Präsidenten Preisegott Barebone, und zeichnete sich durch die alt-testamentarischen Namen aus, welche die puritanischen Mitglieder sich beilegten; da gab es lauter Ezechiel, Habakuk, Josia u. dgl.

an den Straßenecken loszuschlagen. Uns alten Gästen hat die Hetze viel Spaß gemacht. Es dauerte aber kaum zwei Stunden, als im Kaffeehause eine Abtheilung Nationalgarde mit Commissaren des Sicherheits-Ausschußes erschien und mit ihnen einige der Weiber. Ich sah kein günstiges Resultat dieser Intervention des Convents voraus; denn ich hörte, dass man Verbrecher, diese Judenhetzer suche u. dgl. m. Ohne viel Discurs oder Aufsehen verließ ich das Kaffeehaus durch eine mir wohl bekannte rückwärtige Thüre und ging geraden Weges nach Hause in die Leopoldstadt. Drei Tage kam ich nicht zu Gerlovich und meine Freunde auch nicht. Während dem verdrängten neue Ereignisse die Frage des Juden-Placats und als wir uns im Kaffee wieder zusammenfanden, erfuhren wir, dass die Weiber niemanden zu nennen wussten, der die Placate vertheilt hätte; aber im Sicherheits-Ausschuße habe das Erscheinen des Placats ungeheures Aufsehen gemacht. In solcher Weise kam meines Wissens das Kaffee Gerlovich mit dem Sicherheits-Ausschuß in Berührung; etwas anderes ist mir nicht bekannt" . . .

Zum Schluße dieser Aufklärung sei mir gestattet zu bemerken, dass Tieftrunk's Schreiben vom 15. Juni 1896, das er, von einem schweren Leiden einigermaßen erholt, an mich richtete, das letzte war, das ich von ihm erhielt; einige Wochen später empfing ich die Nachricht von seinem Tode.

## 3.

### Prag, 12. Juni 1897.

Der Straßenkampf am verhängnisvollen Pfingst-Montag war bereits in vollem Zuge. Es war in der fünften Nachmittagsstunde. Im Ecksaale des ersten Stockwerks im General-Commando-Gebäude, dessen Hauptfront in die Zeltnergasse und dessen westliche Seitenfront gegen den Obstmarkt sah, befand sich die Gemahlin des Landes-Commandirenden Fürstin Eleonora Windisch Grätz, geb. Prinzessin Schwarzenberg, mit ihrer Schwester Fürstin Bretzenheim und ihrem jüngsten Sohne Prinzen Victor. Sie trat an's Fenster, nach einigen um, tief ergriffen von den unheilvollen Vorgängen die sich unter ihren Fenstern abspielten, hinab auf die Straße zu sehen, nach andern um einen Brief oder ein Zeitungsblatt besser lesen zu können. Der Prinz war im Begriff die Jalousien emporzuziehen, um seiner Mutter mehr Licht zu verschaffen, als eine einfallende Kugel die Scheiben zersplitterte. Er

sprang zurück — und da lag die Fürstin zu Tode getroffen in den Armen ihrer von jähem Schreck selbst halbtodten Schwester. Kein Laut war zu hören gewesen, der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein[1]).

Wer hatte das tödtliche Geschoß gesendet? Man konnte nicht einmal mit Bestimmtheit sagen aus welcher Richtung es gekommen war: Von der Straße? Oder aus dem Gewölbe des Kürschnermeisters Anton Kudláček in der Zeltnergasse „zum goldenen Gitter“? Oder aus dem der Hauptfront gegenüberliegenden Gasthof „zum goldenen Engel“? oder aus dem gegen die Seitenfront gelegenen Hause „zur schwarzen Muttergottes“? War der Schuß aus einem Fenster gefallen oder von einem Dache, wo etwa der Schütze hinter einem Rauchfang gedeckt war? Die benachbarten Häuser wurden in allen Räumen durchsucht, es fand sich nichts. Dagegen wurde in einem Kaffeehause der Zeltnergasse ein Mann getroffen, der sich als Marqueur geschäftig machte, zu welcher Hantirung aber die silbernen Fransen seiner Beschuhung nicht passen wollten. Er wurde ergriffen und als ein Mitglied der Verbindung „Slavia“ entdeckt, namens Maximilian Maux, ein Hörer der Technik, der früher als Jäger in Diensten des Generals Grafen Wengersky gewesen und als ein guter Schütze bekannt war. Diese Meinung verbreitete sich rasch in der Stadt; nicht blos vom Militair, auch von der Bevölkerung wurde Maux für den „Mörder“ der Fürstin gehalten[2]). Maux erfuhr von den erbitterten Soldaten eine harte Behandlung, wurde, als die Truppen das rechte Moldau-Ufer räumten, auf den Hradschin geschleppt und dort einer peinlichen Untersuchung unterzogen, aus der er zuletzt entlassen werden mußte, weil die in der Leiche der Fürstin gefundene Kugel in den Lauf des Stutzens, mit welchem der Verdächtige ergriffen worden war, nicht paßte.

Wer war also der Mörder? Im Stadtgespräch wurde noch ein anderer Hörer der Technik genannt, der als schneidiger Charakter, als „ein robuster und allzeit zum schlagen bereiter Mann“ bekannt war, nach den Juni-Tagen zum Militair trat, es daselbst bald zum Officier brachte und nach einer ehrenvollen Dienstzeit als k. k. Obrist in den Ruhestand trat. Daß der gegen ihn angeregte Verdacht jemals in eine ernste Untersuchung wäre gezogen worden, hat nirgends verlautet.

---

[1]) Vgl. Čst. Jb. 1897 S. 58—60.

[2]) Vgl. Staněk an Čelakowský 12. Juni; Č. Č. M. 1872 S. 333.

Irgend ein Dritter wurde nicht genannt, und so ist wohl die Frage aufzuwerfen: war überhaupt jemand Thäter im criminalistischen Sinne des Wortes? Welches wäre das Motiv der That gewesen? Dass es auf die edle und allgemein verehrte Fürstin nicht abgesehen sein konnte, stand außer allem Zweifel. Aber vielleicht galt die Kugel dem durch die aufwieglerischen Hetzer vervehmten und von der Meute auf's grimmigste gehassten Fürsten?! Windisch Grätz' eigene Meinung war dies; als er in das Zimmer trat und vor der Leiche seiner Gemahlin niedersank, sprach er, nachdem er einige Fassung wieder gewonnen hatte: „Mir war es vermeint, Dich hat es getroffen!" Aber war es ihm wirklich vermeint? Wen sah der vorausgesetzte Schütze von unten oder aus dem vis-à-vis? So lang die Jalousien geschloßen waren sah er überhaupt keinen Menschen, und als sie gehoben wurden war der Schuß bereits gefallen! Oder hätte er auf's gerade Wohl geschoßen?

Auf's gerade Wohl? Ja, konnte dies nicht auch in anderer Weise geschehen sein? Konnte nicht, ohne dass von menschlicher Seite was immer beabsichtigt gewesen, ein grausamer Zufall eingetreten sein?

Auch diese Ansicht hat ihre Vertheidiger gefunden!

Einer meiner Jugendgenossen war der vor einigen Jahren verstorbene Prager Landesgerichts-Präsident Karl Maux, also ein Namensvetter, vielleicht sogar, so sagte ich mir, ein naher Verwandter des früher genannten Technikers. Jedenfalls konnte ich voraussetzen, dass, wäre es auch um des blosen Namens willen, Präsident Maux ein Interesse hatte, den Lebensschicksalen und näheren Verhältnissen des andern Maux nachzugehen, und in diesem Sinne wandte ich mich mit der Bitte um mögliche Aufschlüße brieflich an ihn.

Im Mai oder Juni 1893 erhielt ich freundliche Antwort, die ich, mit Hinweglassung der persönlichen nicht hieher gehörigen Mittheilungen seines Briefes, wörtlich hier folgen lassen will.

„Gleich nach Erhalt Deines Briefes ging ich zu meinem Cousin, dem pensionirten Steuereinnehmer Maux, um von ihm die gewünschten Daten über seinen Bruder, den gewesenen Techniker Max Maux, zu erhalten und erfuhr folgendes:

Der Techniker Maximilian Maux war im Jahre 1848 Leibjäger beim General Wengersky, dem Kammerherrn des Erzherzogs Karl Ferdinand, ist dort ausgetreten und wurde Centurio beim Techniker-

Corps. Am Pfingst-Montag, im Augenblicke, wo die Fürstin Windisch-Grätz erschossen wurde, befand sich Maux in dem dem General-Commando gegenüberliegenden Hause „zur schwarzen Muttergottes“, wurde dort vom Militair, da er mit einem Doppelstutzen bewaffnet war, ergriffen und arretirt, jedoch nach einiger Zeit, wegen Mangels an Beweisen der Schuld an dem Morde der Fürstin, entlassen. Nun trieb er sich in Prag herum. An den Mai-Ereignissen im Jahre 1849 scheint er sich abermals betheiligt zu haben, denn er verschwand von Prag und wurde steckbrieflich verfolgt. Er war einige Tage bei seinem Bruder dem Steuereinnehmer in Münchengrätz — einem sehr conservativen Manne —, dann bei einem Förster versteckt, und es gelang ihm nach Serbien zu entkommen und eine Jägerstelle bei einem Grafen zu erhalten. Doch auch hier hielt er es nicht lang aus, und ging nach England, wo er eine Witwe und Hausbesitzerin heiratete. Nach einer etwa dreijährigen kinderlosen Ehe ging er abermals nach Serbien und wurde Lehrer in Alexinac. Während des serbisch-bulgarischen Krieges verlor er diese Stelle und trieb sich an verschiedenen Orten in Serbien, unterstützt von seinem Bruder, herum, bis er im Jahre 1892 dort starb.

Dies ist alles, was ich von Max Maux weiß, und dürfte dies für Deine Zwecke kaum von Interesse sein. Doch einen Umstand glaube ich noch erwähnen zu sollen: Im Jahre 1856 oder 1857 war Maux in Belgrad, begab sich auf das österreichische Consulat und bat ihm zu gestatten seine in Prag todtkranke Mutter unangefochten besuchen zu dürfen. Man frug in Wien an, und als Maux nach drei Tagen wieder auf's Consulat kam, wurde er daselbst verhaftet und nach Prag an das Strafgericht — wo ich eben Rath war — eingeliefert. Hier wurde die Untersuchung wegen des Mordes der Fürstin Windisch Grätz wieder aufgenommen und da zeigte es sich, daſs die Kugel, mit der die Fürstin getödtet wurde, nicht in den Stutzen des Maux paſste, sondern weit größer und eine Militair-Kugel war, und daſs die Fürstin aller Wahrscheinlichkeit nach von dem am Obstmarkt vorstürmenden und feuernden Militair durch Zufall in Folge eines Prellschusses getödtet wurde. Maux wurde als nicht schuldig entlassen. Dies ist alles, was mir und seinem Bruder bekannt ist“ . . . .

Der geneigte Leser wird nicht außeracht lassen, daſs diese Mittheilungen aus der Erinnerung nach fünfundvierzig, beziehungsweise sechsunddreißig Jahren gemacht wurden, und daher einzelne Fehlgriffe

in den Einzelheiten nicht wundernehmen können. So ist die Behauptung, dass Maximilian Maux im Hause „zur schwarzen Muttergottes“ ergriffen worden sei, ein unläugbarer Lapsus, da Frič in seinen „Erinnerungen“ dessen Gefangennahme mit Einzelheiten erzählt, die er nicht erfunden haben kann. Die Ergreifung des vermeintlichen Thäters im Hause „zur schwarzen Muttergottes“ wurde übrigens in der Stadt mit verschiedenen Variationen erzählt. Eine davon lautet: das Militair habe das ganze Haus durchsucht und nichts gefunden; da sei der Officier durch den Schall seines Auftrittes auf einen hohlen Raum unter seinen Füßen aufmerksam geworden, habe die Decke abheben lassen und aus diesem Versteck sei Maux herausgeholt worden.

Ebenso widerspricht es allen anderen Berichten, dass erst die strafgerichtliche Untersuchung von 1857 herausgebracht habe, dass die tödtende Kugel in den Lauf des Maux'schen Stutzens nicht gepasst habe. Waren nach nahezu zehn Jahren Stutzen und Kugel noch authentisch vorhanden, um gegeneinander gehalten werden zu können? Und auf welchen andern Beweis hin wäre Maximilian Maux von der Untersuchungs-Commission 1848 als schuldlos entlassen worden? Sehr wahrscheinlich dagegen ist, dass die strafgerichtliche Behörde von 1857, die sich doch ohne Frage die Gerichtsacten von 1848 vorlegen ließ, erst diesen letzteren entnahm, auf Grund welcher thatsächlichen Nicht-Zusammengehörigkeit schon damals die Untersuchung gegen Maux eingestellt wurde.

Ob die Wirkung einer Prellkugel in der Weise, wie sie in dem Schreiben meines Gewährsmannes vorausgesetzt wird, im Bereich der Möglichkeit liegt, muß von fachmännischer Seite beurtheilt werden.

## 4.

## Wien nach dem 23. August.

Es war in der Zeit nach dem Arbeiter-Tumult im Prater, bei dessen Bekämpfung sich nicht blos die städtische berittene Sicherheitswache, sondern auch die Nationalgarde so thätig erwiesen und wobei die städtische Bevölkerung deutlich verrathen hatte, dass sie des wüsten Treibens übersatt sei. In diesen Tagen suchte Graf Friedrich Thun den Grafen Stadion auf, der in einem der unterhalb der Ferdinands-Brücke gelegenen linksufrigen neuen Häuser am Donau-Canal wohnte.

Thun traf dort einen ihm unbekannten Herrn. Man besprach die Lage des Tages und Thun äußerte: „Wenn es jetzt die Gelegenheit fügte, daſs eine größere Ruhestörung in Wien entstünde, so wäre das der geeignetste Anlaſs und Zeitpunkt, durch kräftiges Einschreiten allen weiteren Unordnungen ein Ziel zu setzen und mit dem Pack der Wühler ein- für allemal aufzuräumen". „Wenn es auf nichts weiteres ankäme als einen solchen Anlaſs herbeizuführen", sagte der Dritte, „so lassen Sie sich's 300 Gulden kosten und ich verschaffe Ihnen den schönsten Aufstand in Wien". Die beiden anderen sahen einander an, sagten aber nichts, und bald darauf empfahl sich jener Dritte. „Das glaube ich", sagte Stadion zu Thun, „daſs der im Stande wäre, auszuführen, was er uns so eben proponirt hat! Wissen Sie, wer das ist? . . . Franz Pulszky!"

5.

## Vom 6. October in Wien.

Am Nachmittage befanden sich vier Böhmen im Kaffee Gerlovich: der uns schon bekannte Tiefstrunk, Johann B. Lambl, eben aus Agram angekommen, Dr. Terebelsky und der Postbeamte Ludwig Pelzel. Von den beiden ersteren sind mir über die Ereignisse jenes Tages Mittheilungen gemacht worden, von denen ich um so mehr Gebrauch machen will, als der 6. October als der verhängnisvollste Abschnitt der ganzen österreichischen und namentlich Wiener Revolution zu bezeichnen ist.

Die genannten jungen Männer waren in einer sehr gedrückten Stimmung; denn nur zu empfindlich hatte sich seit dem Morgen die gegen die Slaven aufgeregte Stimmung der Wiener bemerkbar gemacht. Da brachte jemand in's Kaffeehaus die Nachricht, daſs die Aufständischen den Minister Latour gefangen, vielleicht ihn getödtet hätten. Auf diese Kunde machten sie sich auf, aber nicht den nächsten Weg, sondern über den Wildpretmarkt durch das Durchhaus „zum rothen Igel" unter die Tuchlauben, von da durch die Steindlgasse auf den Schulhof und unter dem Schwibbogen nächst der Kirche auf dem Hof. Es war ein fürchterliches Gedränge gegen das Kriegsgebäude, vor welchem ein hoher Gas-Candelaber stand. Eben hatte man den Grafen Latour herausgeschleppt, Lambl will gehört haben, wie er flehentlich gerufen habe: „Aber meine Herren! . . ." Tiefstrunk erinnert sich dessen nicht, auf ihn machte der Märtyrer den Eindruck eines ganz oder halb todten Menschen, den die

Wütheriche zu dem Candelaber, an den man eine Leiter angelegt hatte, schleppten und an einem der hohen Arme des Candelabers aufhängten. Er war fast nackt und aus dem dritten Stocke eines nächst der Nunciatur gelegenen Hauses rief eine Frauensperson und warf aus dem Fenster ein großes Stück Leinwand, vermuthlich einen Bettüberzug herab, den ein auf die Leiter hinankletternder Mann um den Leichnam des Erhenkten wand. Die Menge um den Candelaber unten geberdete sich in einer wahrhaft cannibalischen Weise, während den entfernt stehenden Zuschauern Angst und Entsetzen die Zunge lähmten.

Wie die vier Freunde von dem Platz wegkamen, weiß keiner zu erzählen; nur Tiefstrunk wurde noch Augenzeuge eines kaum minder scheußlichen Vorgangs, als den er so eben am Hof erlebt hatte.

Wenn man zweifeln wollte, ob der 6. October ungarischen Ursprungs war, so legen die Vorgänge dieses Tages ein unwiderlegbares Zeugnis ab. Was hatten die Wiener für ein Interesse, daſs ein paar Grenadier-Compagnien dem Banus Jellačić zur Verstärkung zugetheilt wurden? Aber für die ungarischen Revolutionäre war das eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, die sie um jeden Preis verhindern wollten. Darum mußte in erster Linie der Kriegs-Minister Graf Latour fallen, dessen Umsicht und Thatkraft immer Mittel zu schaffen wuſsten, wenn es Noth that, den kaisertreuen Truppen sowohl in Italien als in Ungarn neue Kräfte zuzuführen. Nach Latour war für die Revolutionäre aller österreichischen Länder, ganz besonders aber Ungarns, die gehaſsteste Persönlichkeit der Justiz-Minister Dr. Alexander Bach, der in einer kraftvollen Auseinandersetzung ihnen die Bestimmungen der Pragmatischen Sanction vorgehalten hatte und überhaupt der klarste Kopf und entschiedenste Wille im Rathe der Krone war.

Wir wollen nun Tiefstrunk allein sprechen lassen:

„Auf dem Wege in meine in der Leopoldstadt gelegene Wohnung war ich von fortdauernder Angst befallen, und um mir etwas Muth zu machen, sprach ich beim ‚rothen Igel' ein, weil ich da einen und den andern böhmischen Abgeordneten zu treffen meinte; es war jedoch keiner dort. In den ebenerdigen Räumlichkeiten befanden sich einige Gäste, darunter ein mir bekannter Schneidermeister. Man sprach von den heutigen Ereignissen, ich erzählte was ich gesehen hatte und läugnete nicht, daſs ich Furcht habe und mich nicht allein in die Leopoldstadt getraue. Mein Bekannter schlug mir vor bei ihm zu übernachten, was

ich mit Freuden annahm, und so verließen wir etwa eilf Uhr nachts den ‚rothen Igel'. Mein Herr Schneidermeister wohnte am Graben, Eckhaus in die Dorotheer-Gasse, dritten Stock. Er hatte mir eben mein Nachtlager angewiesen, als wir vom Platz herauf einen unbändigen Lärm vernahmen, wir öffneten ein Fenster und da gewahrten wir, wie sich vom Kohlmarkt her ein dichter Haufe von Leuten wälzte, die fast alle bewaffnet waren, keine Nationalgarde, sondern Studenten und Arbeiter. In der Mitte führten sie einen Menschen mit großem Geschrei: ‚Aufhängen, aufhängen!' Bei dem Candelaber nächst dem Trattnerhof machten sie halt, und nun sah ich, wie sie ihr Opfer in die Höhe hoben; der Mensch war mehr todt als lebendig, er schwankte hin und her und ließ mit sich geschehen was sie wollten. Als sie ihn nun in die Höhe hoben, rief einer: ‚Das ist ja nicht der Bach!', andere behaupteten, es sei der Bach, bis zuletzt doch mehrere Stimmen zu hören waren: ‚Na, er is' nit', während andere riefen: ‚Der Bach, der Lump, der Hund' u. dgl. m. Zuletzt brach die ganze Rotte in ein bestialisches Gelächter aus und zog gegen den Stephansplatz weiter. Was aus dem armen Teufel geworden ist, weiß ich nicht; vermuthlich haben sie ihn laufen lassen" . . .

Soweit unser Berichterstatter. Es sei hier beigefügt, dass es gewiss Bach **nicht** war. Bach, der sich mit den anderen Ministern im Kriegsgebäude befunden, hatte selbes kurz vor der Katastrophe mit Latour in einer Verkleidung am Arm eines Officiers verlassen, war unerkannt über den Hof gekommen und befand sich zu der Zeit, wo ein armer Schlucker statt seiner aufgeknüpft werden sollte, schon längst im Lager des Grafen Auersperg, von wo er am andern Tage verschwand und für einige Zeit für alle Welt verschollen und verloren blieb.

## 6.

## Wien 6. bis 31. October.

### Erlebnisse des k. k. Provinzial-Kriegs-Zahlamts-Controlors Johann Kugelmayer von ihm selbst erzählt.

Ich will versuchen, die Geschichte der October-Tage, insofern meine Thätigkeit hiebei in Anspruch genommen wurde, kurz zu erzählen:

Als ich am 6. October 1848, Nachmittags 4 Uhr, in das General-Commando-Gebäude (auf der Freiung in die Teinfaltstraße hinein)

ging, wurde ich am Hause von zwei Kugeln begrüßt, wovon eine knapp an meinem Gesichte vorübersausend in die Wand fuhr, ich verwahre selbe annoch. Dies glückliche Ergebnis, ohne Schaden davon gekommen zu sein, bestärkte mich in weiteren Unternehmungen. Im Hause kaum eingetreten, folgten mir bei fünfzig Mann von Nassau-Infanterie Nr. 15 mit der Fahne und vom Pionnier-Corps, worunter Major Franz Machik von Nassau-Infanterie mit zwei schweren Blessuren und etwa zehn andere blessirte Soldaten, verfolgt von bewaffneten Proletariern. Ich ließ dem Major am Brunnen kalte Wasser-Umschläge geben und brachte ihn sofort in das erste Stockwerk, wo ihm ein Strohsack als Lagerstatt hergerichtet wurde. Um jeden weitern Kampf zu vermeiden, weil da sicherlich, da die Mannschaft nur mit wenig Patronen mehr versehen war, die Casse, in welcher mit Einschluß der Judicial-Depositen wohl circa vier Millionen Werth sich befanden, geplündert worden wäre, verhandelte ich an Seite des Majors mit einem Nationalgarde-Bezirks-Chef dahin, dass die im Hause eingeschlossene k. k. Mannschaft unter Begleitung von Garden auf das Glacis geführt werde.

Diese Verhandlung zerschlug sich jedoch, da ich die von der Gegenseite geforderte Abgabe der Patronen verweigerte. Der Garde-Bezirks-Chef, der vorgab ohne Zustimmung des Volkes nichts bewilligen zu können, begab sich aus dem Hause, um den vor demselben befindlichen bewaffneten Leuten, deren bei 300 gewesen sein mögen, dies bekannt zu geben. Ich folgte selbem nach kurzer Zeit, wurde aber in der Einfahrt des Hauses von einem bewaffneten Menschen, der einen s. g. Calabreser trug, mit dem Bemerken angehalten: „Die Patronen müßen heraus“ Ein neben ihm befindlicher Schlosser oder Schmied rief: „Schlagt diesen schwarzgelben Hund nieder“, und im selben Augenblicke empfing ich einen bedeutenden Schlag auf den Kopf, mein ganz zerschlagener Hut rettete mir das Leben. Einem andern auf mein linkes Bein abgesehenen Kolbenschlag wich ich durch schnelles Zurückziehen des Fußes aus, als mich ein dritter Mann rückwärts am Rockkragen ergriff. In diesem Augenblicke trat ein alter, aber kräftiger Mann (er schien ein Wiener Bürger zu sein) an mich heran, nahm mich mit den lauten Worten: „Komm', hier hast Du nichts zu thun!“ unter den Arm, und führte mich ungehindert zum Thor hinaus, wo er mir zuflüsterte: „Gehen Sie rechts!“ Ich befolgte seinen Rath und begab mich in das Nebenhaus, wo ich einige Minuten verweilte, da ich meine Cassa und den ver-

wundeten Major nicht allein lassen wollte. Als ich wieder in das General-Commando-Gebäude trat, kam mir die schon entwaffnete Mannschaft entgegen, die sich vor dem Hause in verschiedenen Richtungen vertheilte; einige wurden von dem Volke zur Aula begleitet. Gleich hierauf endete Graf Latour sein Leben.

Vor Abmarsch der Truppen aus der innern Stadt erklärte ich dem commandirenden Herrn General Grafen Karl Auersperg, daß ich permanent in Wien verbleiben und die dort verfallenden Zahlungen leisten wollte. So that ich denn und verbrachte den 7. October ohne besondere Zufälle. Als ich aber Tags darauf im Palais des Schwarzenberg-Gartens die Geldverlegenheit sowohl da als im Haupt-Quartier des Banus FZM. Baron Jellačić gewahr wurde, entschloß ich mich, da sich meine Familie in Grätz und ich mich allein in Wien befand, ohne weiteres Bedenken die im Zahlamte in der Stadt befindlichen Gelder zu entnehmen und ihrem Zwecke für die Truppen zuzuführen. Als daher am 8. October um 10 Uhr Vormittags die National-Garde-Wache vor dem Hause der aus der Schotten-Kirche herübertönenden Musik zuhörte, benützte ich diesen Augenblick, ließ schnell die Cassa öffnen, nahm alle Central-Cassen-Anweisungen und größeren Banknoten im Gesammtbetrage von 1,400.000 fl. auf meinen blosen Leib, vertheilte dem Kassendiener Grünwidl 12.000 fl. in dessen Taschen, desgleichen dem Cassendiener-Gehilfen Kammel 8000 fl. in Zehngulden- und Fünfgulden-Banknoten, ließ dann das Cassen-Locale, in welchem der Rest an Silber-Münzen und einigen Staatspapieren, auch die Cassa des Judicium delegatum militare mixtum im Werthe von vielleicht zwei Millionen sich befand, sperren, und übergab den einen Schlüßel dem mich begleitenden Cassa-Official Gustav Ludwig, und begab mich mit diesen drei Individuen, in je zehn bis fünfzehn Schritten Distanz gegen das Kärntner-Thor. Die Weisung, die ich ihnen gab, lautete: sich in allem nach mir zu richten, falls ich aber angehalten würde, sich zurückzuziehen, und auf anderen Wegen mit Ludwig in den Schwarzenberg-Garten sich zu verfügen.

Am Kärntner-Thor war starker Volksandrang, und da mehrere Passanten von den dort Wache haltenden Proletariern Beschimpfungen, einige Frauen selbst Visitationen ihrer Körbe und Taschen erleiden mußten, verweilte ich dort, die Anschlagzettel scheinbar lesend. Bald war der Andrang abgelaufen und da der Zufall wollte, daß das

Gesindel sich zum Feuer begab, wo die Flasche herumgereicht wurde, so benützte ich dies und passirte langsam den Thorweg.

Draußen am Glacis erwartete ich meine drei Gefährten, und nun ging es im Schnellschritte in das Palais Schwarzenberg, dort überzählte ich das Geld im Beisein des commandirenden Generals Grafen Auersperg, fand alles richtig und mußte allsogleich auf dessen Befehl hievon 100.000 fl. dem damaligen Obersten von Horvath zur weitern Überbringung an Banus FZM. Baron Jellačić einhändigen.

Den 9. October besorgte ich durch den Cassa-Official Wolff die Umsetzung der 600.000 fl. Cassa-Anweisungen in Banknoten, nahm hievon 400.000 auf meine Brust und gab die andern 200.000 fl. auf jene des Wolff. Wir benützten die Communication des General-Commando-Gebäudes mit dem Nebenhause, gelangten aus diesem in die Rosengasse und von da rückwärts durch den Mölkerhof an's Schotten-Thor, durch welches wir über das zum Barricaden-Bau aufgerissene Straßenpflaster und durch ein großes Gedränge von Menschen glücklich gelangten, und in einem Fiaker durch den Stadtgraben wieder das Palais erreichten. Die erübrigten 400.000 fl. ließ ich am 10. durch Cassa-Official Ludwig in der Staats-Centralcassa verwechseln, welche durch den Universitäts-Zahlamts-Official Tschuppek und benannten Ludwig, jeder mit 200.000 fl. beladen, in's Palais Schwarzenberg gebracht wurden.

Ich erbat mir nun 250.000 fl. zur Bezahlung von Pensionen und von Lieferanten, um besonders letztere zufrieden zu stellen, da selbe mehrere hundert Arbeiter zu betheilen hatten, welche sonst unbefriedigt sich vielleicht dem Proletariat angeschloßen haben würden.

Mit dieser Summe eröffnete ich am 11. wieder die Zahlungen in der Stadt. Am 12. wollte der Nationalgarde-Bezirks-Chef Leszczynski, der mit bewaffneten Garden in's Locale drang, mir die Amtirung einstellen, den ich jedoch durch Vorweisung eines Befehles, dessen Vidirung ich beim Nationalgarde-Ober-Commando durch Cassa-Official Wolff hatte besorgen lassen, in die geziemenden Schranken zurückwies. Von da an hatte ich Ruhe und leistete ungeachtet des fortwährenden Kanonendonners bis Tags vor dem Bombardement der Stadt alle Zahlungen in Ruhe und Ordnung. Den Rest des Geldes verwahrte ich im Locale derart, daß, wenn auch geplündert worden wäre, dasselbe nur schwer aufgefunden worden sein würde. Tags nach dem Bombardement befand

3*

ich mich morgens 9 Uhr auf der Freiung, und dankte dem Himmel, als ich das General-Commando-Gebäude und die Casse darin unversehrt wieder fand.

Ich bin fest überzeugt, dass die bedeutenden meiner Obhut anvertrauten und von mir in der erzählten Weise an die richtige Stelle gebrachten Geldsummen zur schnellern Einnahme von Wien beigetragen haben. Se. Majestät der Kaiser haben dieses glückliche Vollbringen allergnädigst zu würdigen geruht.

## 7.

### Wien 15. November.

Durch die Firma Gilhofer und Ranschburg in Wien, deren Aufmerksamkeit und Rührigkeit ich schon manche werthvolle Bereicherung meiner 1848/9er Sammlung verdanke, habe ich im vorletzten Sommer ein Exemplar der von Gustav Schlesier herausgegebenen „Schriften von Friedrich von Gentz“ (Mannheim H. Hoff 1838—1840) erworben. Es sind fünf Bände, gut erhalten, in Leinwand gebunden; der geforderte Preis war kein geringer, wohl zehnmal so hoch, als sonst dieses Werk antiquarisch erhandelt zu werden pflegt. Ich habe ihn gezahlt! Wofür? Was haben Gentz' Schriften mit meiner 1848/9er Sammlung zu thun?

* * *

Wenzel Messenhauser, ein Tornisterkind, in einem Militair-Erziehungshause für den Soldatenstand herangebildet, in welchem er es bis zum k. k. Ober-Lieutenant brachte, war eine harmlose Natur, aber von einem seinen Kenntnissen und Fähigkeiten keineswegs entsprechenden Ehrgeize erfüllt. Er schob zwischen seinen Tauf- und seinen Familien-Namen einen „Caesar“ ein, wie ihm überhaupt die Bilder der größten Helden und Gelehrten vor Augen schwebten. „Ich meine“, schrieb er einem seiner Freunde, „unter platzenden Bomben so ruhig schreiben zu können wie weiland Carolus XII. in Stralsund“. Er war ein ebenso fruchtbarer als mittelmäßiger Schriftsteller, wobei immerhin anzuerkennen ist, mit welch unermüdlicher Strebsamkeit er die Lücken seiner kümmerlichen Instituts-Bildung zu ergänzen suchte. Als der politische Umsturz von 1848 erfolgte, verließ Messenhauser die militairische

Laufbahn, um sich ganz und gar dem Dienst der Nationalgarde und der Publicistik zu widmen, in welch letzterer er jetzt ebenso unermüdlich war, wie früher auf dem Felde der schönen Literatur. Sein Unstern legte im October das Ober-Commando der Wiener Nationalgarde in seine Hände, und als solcher hatte er mit General Bem die Vertheidigung der Hauptstadt gegen die k. k. Truppen zu leiten.

In seinem am 31. März 1848 bei Quittirung seiner Officiersstelle ausgestellten Reverse hatte er sich verbindlich gemacht, „weder gegen das Allerhöchste Erzhaus noch gegen dessen Alliirte zu fechten". Diese Zusage war jetzt von ihm hochverrätherisch gebrochen. Doch, da er wegen seiner Freundlichkeit und seines gutmüthigen Wesens bei allen mit denen er zu thun hatte beliebt war und an den Fürsten Windisch Grätz warme und zahlreiche Fürbitten um Gnade gelangten, so würde vielleicht im letzten Augenblicke das äußerste von ihm abgewendet worden sein, wenn nicht ein qualificirter Treubruch von seiner Seite hinzugetreten wäre. Die Stadt hatte capitulirt, mit seinem Ober-Commando hatte es ein Ende; da näherte sich am 30. das ungarische Heer, Messenhauser ließ sich bereden das Ober-Commando von neuem zu übernehmen, und überschüttete von seinem Observatorium am Stephansthurme die Stadt mit jenen verhängnisvollen Zetteln, die eine neue Erhebung gegen die k. k. Armee zum Ziele hatten. Damit war sein Schicksal besiegelt; denn über diesen Umstand durfte der Höchst-Commandirende, mochte er noch so menschlich für Messenhauser fühlen, nicht hinausgehen. Als das Todesurtheil gesprochen war, ließ sich die Hof-Schauspielerin Fräulein Zeiner, für die Messenhauser in seiner letzten Zeit schwärmerisch gefühlt hatte, durch Karl La Roche zum kaiserlichen Feldmarschall nach Schönbrunn geleiten, um Gnade für Messenhauser zu erflehen. „Sie bitten vergebens", sagte der Fürst ernst, „ich kann nicht anders!"

Am Tage vor seiner Hinrichtung zeigte sich Messenhauser ruhig und gefaßt. Er ordnete seine Angelegenheiten, er verfaßte sein Testament, er verabschiedete sich von seinen Freunden. Fünfzehn Briefe an die verschiedensten Adressen gingen aus seiner Hand. Er vergaß keine seiner kleinen Habseligkeiten und keine der Personen, denen er ein und das andere Stück als Andenken hinterlassen konnte. Am meisten beschäftigte ihn sein literarischer Nachlaß. Er bat den Director Carl zu sich und übergab ihm ein mehractiges Lustspiel, dessen Aufführung er ihm an's Herz legte. „In der letzten Hälfte des vierten Actes", sagte er, „werden

Sie wahrscheinlich nachhelfen müßen. Ich habe ihn erst heute vollendet; man ist doch ein wenig zerstreut, wenn man am nächsten Tag eine so große Reise vor sich hat." Beide waren tief ergriffen. „Auf Wiedersehen!" sagte Messenhauser. „Entweder morgen im Stadtgraben — oder dort im blauen Himmelszelt, wenn einst der Vorhang meines Lebens fällt!" Sie drückten sich krampfhaft die Hände, Messenhauser wandte sich ab und blätterte hastig in einer Bibel, die ihm wahrscheinlich der Domprediger Veith gebracht hatte. Am andern Tage fiel er, unverbundenen Auges und selbst die Commandoworte rufend, „als Soldat und brav".

Was aus seinem letzten Lustspiel geworden, ist unbekannt. Es würde ohne Zweifel durch den Namen des Verfassers gezogen haben; aber gerade das durfte Carl im Belagerungsstande nicht wagen. Später ist es wohl vergessen worden.

Und ebenso unbekannt ist das Schicksal der Schriften Gentz', die einst in Messenhauser's Besitz waren und die er vor seinem Tode einem jungen Freunde widmete, in dessen Hände sie nie gelangt zu sein scheinen. Der Legatar hat sich vielleicht in jener scharfen Zeit gescheut sich zu seinem Legate zu bekennen, oder es ist auf Messenhauser's Seite ein Versehen unterlaufen. Genug an dem, als es im Jahre 1851 auf Anordnung des k. k. Wiener Landesgerichtes vom 7. Jänner zur Versteigerung von Messenhauser's Nachlaß kam, fanden sich unter den Büchern vierzig an der Zahl: Hormayr's Anemonen und Lebensbilder, Thier's Revolution, Junius' Briefe, Gentz' Schriften &c. &c. Wer bei der Versteigerung der Ersteher der letztgenannten war und um welchen Preis er die fünf Bände erworben hat, ist wohl gleichgiltig. Der Erwerber hat sie in Leinwand steif binden lassen; Messenhauser selbst hatte sie nur brochürt besessen, in lichtgrauem Umschlag, wie sie ursprünglich von der Verlagshandlung ausgegeben waren. Auf der Rückseite dieses Umschlags des ersten Bandes nun sind von Messenhauser's Hand folgende Worte eingeschrieben:

„Lieber Toto! Ihnen, dem heißblütigen Jüngling, diese Denkmäler eines festhaltenden, eines organisirenden Geistes. — Die Sündfluth der Revolution muß baldigst in sicheren Strombetten eingefangen werden, oder alle Güter der Cultur, aller Preis des sittlichen und staatlichen Lebens ist in Gefahr. — Die Kunst dazu lernen sie von

diesem Meister. — Meine Bleistiftstriche[1]) sind Leitsterne für den unschuldsvollen Telemach Osiek's von dem schwarzen Mentor.

Wenzel Messenhauser.

Am Tage Leopoldus 1848

To ciebie!" . . .

Der Tag S. Leopoldi ist bekanntlich der 15. November; am 16. fielen die Schüße im Stadtgraben . . .

Wer war „Toto"? Er gehörte ohne Zweifel einer galizischen adeligen Familie an. Den Namen Osiek führen mehrere Ortschaften: ein Pfarrdorf und ein Gutsgebäude bei Oświęcim, ein Markt und ein Edelhof im Jasloer Kreise.

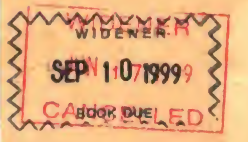
---

[1]) Solche finden sich an verschiedenen Stellen der von Messenhauser durchlesenen Bücher.








WIDENER
SEP 10 1999
BOOK DUE
CANCELLED



